

JAN-ERIK FJELL
DÜSTERSTUNDE



GOLDMANN

Jan-Erik Fjell

DÜSTER- STUNDE

Thriller

Aus dem Norwegischen
von Andreas Brunstermann

GOLDMANN

Die norwegische Originalausgabe erschien 2016
unter dem Titel »Lykkejegeren« bei Juritzen Forlag, AS, Oslo.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung August 2026

© Jan-Erik Fjell, 2016

by agreement with Grand Agency

© der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, D-81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotive: © Magdalena Russocka/Trevillion Images;

© Michal Affanasowicz/Trevillion Images; © FinePic®, München

Redaktion: Julie Hübner

KS · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49558-0

www.goldmann-verlag.de

KAPITEL 1

Freitag, 5. September, Fredrikstad

Jedes Mal, wenn Magnus Torps Krücke auf den Boden traf, ertönte ein klackendes Geräusch.

Ganz oben auf der hintersten Hebebühne der Werkstatthalle stand ein weinroter Cadillac mit weißem Dach. Mit verschränkten Armen stand ein Mechaniker darunter und sah zu dem Wagen hinauf. Im Hintergrund plärrte ein Radio. An einer Betonsäule mitten in der Halle hing ein Kalender. Das halbnackte September-Girl starrte Magnus Torp mit leerem Gesichtsausdruck an. Er erwiderte den Blick im Vorbeigehen. Der Monat war noch nicht mal eine Woche alt, doch der jungen Frau waren bereits blaue Brustwarzen und ein Hitlerbart in derselben Farbe verpasst worden.

Magnus' Polizeimarke hing gut sichtbar über dem weißen Hemd, das am Halsausschnitt geöffnet war. Er verstärkte den Griff um die Krücke und ging an zwei weiteren Betonsäulen vorbei. Der Mechaniker unter dem Cadillac kam einen Schritt auf ihn zu, streckte die Hand aus und stellte sich vor. Er war in den Vierzigern und hatte dunkles, dichtes Haar. Zwei stämmige Unterarme mit Ölflecken ragten aus dem T-Shirt hervor.

Torp trat einen Schritt zur Seite und sah zu dem Wagen

hoch. Der Benzintank war von der Karosserie abmontiert worden und lag auf dem Werkstattboden. Daneben stand ein geöffneter Pappkarton, der einen neuen Tank zu enthalten schien. Der Mechaniker erläuterte, es handele sich um einen 1978er Cadillac DeVille. Torp konnte weder Beulen noch Kratzer entdecken. Der Lack glänzte sogar hier in der geschlossenen Halle. Der Wagen musste sich entweder im Besitz eines Liebhabers befunden haben, der sich nicht getraut hatte, ihn zu fahren, oder jemandem gehören, der vergessen hatte, dass er ihn besaß.

Die Knochenreste, die der Grund für seinen Besuch waren und von denen er annahm, dass sie zu einer Katze gehörten, waren zwischen Benzintank und Unterboden des Wagens gefunden worden.

»Wären die während einer Fahrt nicht herausgefallen?«, fragte er skeptisch.

»Der Wagen ist auf einem Anhänger hier angekommen, und wenn ich tippen sollte, dann würde ich sagen, dass er seit vielen, vielen Jahren nicht mehr gefahren wurde.«

»Ach, nein?« Torp umkreiste die Hebebühne und sah zu der massiven Stoßstange auf. »Warum glauben Sie das?«

»Wir sollten den Tank austauschen, weil der jetzige völlig durchgerostet ist. Der Wagen hat lange gestanden, wodurch sich Kondenswasser gebildet hat, und im Laufe der Zeit – einer langen Zeit – ist Rost entstanden. Dass die Knochen nicht rausgefallen sind, ist gar nicht so merkwürdig. Ich schätze, die waren dick mit Fleisch gepolstert, als sie dort landeten.«

Dick mit Fleisch gepolstert, dachte Torp und grinste in sich

hinein. In der Meldung an die Einsatzzentrale hieß es, dass menschliche Überreste gefunden worden seien, aber es hatte keinen Hinweis darauf gegeben, um was genau es sich handelte.

»Wie Sie sehen«, fuhr der Mechaniker fort, »ist er frisch gewaschen und neu poliert. Im Innenraum sieht es genauso aus. Die Ledersitze wurden erst kürzlich behandelt.«

»Wurde er vielleicht für einen Verkauf vorbereitet?«

»Es deutet einiges darauf hin. Sie wollen sich die Knochen sicher ansehen?«

Torp murmelte ein *Ja*, während er den Wagen weiter bewunderte. Der Cadillac hatte sein Interesse geweckt. Auf die Knochenreste war er gar nicht so neugierig, denn er nahm weiterhin an, dass sie von einem Tier stammten. Er und seine Kollegen hatten sogar noch gescherzt, bevor er losgefahren war, um sich die *menschlichen Überreste* anzusehen.

Der Mechaniker reichte ihm eine Schachtel. Sie war nicht größer als zehn mal zehn Zentimeter. Die Knochen lagen wild durcheinander, insgesamt zwanzig Teile. Fünf davon waren klein und spitz, vierzehn waren dünn und maßen zwischen zwei und sieben Zentimetern. Beim letzten Teil handelte es sich um einen kleinen Fingerknöchel.

»Hm, gar nicht so einfach, zwischen tierischen und menschlichen Knochen zu unterscheiden«, sagte Torp.

»Jenssen!«, rief der Mechaniker.

Ein junger Mann, der sich gerade über eine geöffnete Motorhaube gebeugt hatte, blickte auf. Er wischte sich die Hände an einem Lappen ab und trat schnell zu ihnen. Torp vermutete, dass er ungefähr in seinem Alter war.

»Erzähl ihm das Gleiche, was du mir erzählt hast«, sagte der ältere Mechaniker.

Jenssen fuhr sich zerstreut mit der Hand durch die blonden Haare.

»Naja, ich habe bloß gesagt, dass die von einem Menschen stammen«, sagte er mit breitem Fredrikstad-Akzent.

»Ach, ja?«, meinte Torp. »Und woher wissen Sie das?«

»Ich habe ein Foto gemacht und es einer Freundin geschickt, die Veterinärin ist. Sie und ein paar andere haben darüber spekuliert, um was für ein Tier es sich wohl handelt.«

»Und sie hat gesagt, es seien menschliche Knochen?« Torp starrte erneut in die Schachtel.

»Ja«, sagte Jenssen und nickte. »Die rechte Hand eines Menschen.«

KAPITEL 2

Freitag, 5. September, Las Vegas

Jeremy McDermott sah die Straße hinunter, die er sowohl liebte als auch hasste – der Las Vegas Strip. Er liebte die Straße, weil sie ihm das Wertvollste gegeben hatte, das er im Leben besaß. Und er hasste sie, weil sie es ihm wieder weggenommen hatte. Er hatte nicht begriffen, wie hoch der Einsatz sein würde, bevor er alles verspielt hatte. Ihre Sicherheit. Ihre Zukunft. Die Zehntausende Dollar, die er bis Ende der Achtzigerjahre in verschiedenen Casinos gelassen hatte, hätten zwanzig Jahre später das Leben seiner Frau retten können. Hätte er es gewusst, wäre die Entscheidung ganz einfach gewesen. Glaubte er jedenfalls. An den dunkelsten Abenden, wenn er daran zurückdachte, wie er gelebt hatte, war er nicht mehr so sicher. Doch er beschloss, es zu glauben. Wenn auch nur, um mit sich selbst leben zu können.

So wie die Stadt geworden war, mochte er sie nicht mehr. Er hatte ein Gefühl, als ob sie ihn verschlang. Sie war zu groß geworden, zu grell. Es war kaum mehr möglich, den Himmel zu sehen. Die alten Hotels und Casinos, die einst das Zentrum der Stadt ausgemacht hatten, wirkten wie kleine Bungalows verglichen mit den Märchenschlössern, durch die sie ersetzt worden waren.

Jeremy McDermott richtete seine Schiebermütze und griff nach seinem Stock. Dann ging er den Bürgersteig entlang und mischte sich unter die unzähligen Touristen. Er konnte sie sofort erkennen, die Besucher, die mit einem Traum hergekommen waren, doch mit dem gleichen Schicksal wie dem seinen wieder abfahren würden. Die Eltern, die das Schulgeld ihrer Kinder verspielten. Den Geschäftsmann, der noch vor dem Mittagessen eine Million Dollar verzoeken konnte und den Termin um halb zwölf, weswegen er eigentlich in die Stadt gekommen war, so hinter sich bringen würde, als sei gar nichts geschehen.

Er lief ein paar Hundert Meter weiter, bis er vor dem *Mirage* stehen blieb. Auf der achtspurigen Straße sausten die Autos vorbei. Eine junge Frau rempelte ihn an und ging weiter, ohne etwas zu sagen. Er stützte sich auf seinen Stock, drehte sich langsam um und bedachte sie mit einem strengen Blick, ehe er zum *Mirage* emporblickte. Denn hier war es geschehen. Genau hier. Allerdings lange bevor dieses Märchenschloss gebaut worden war. Er ließ den Blick wieder sinken und spähte in die Richtung, aus der sie damals gekommen war.

Jeremy McDermott hatte ein besonderes Verhältnis zum Las Vegas Strip, denn hier hatte er sie zum ersten Mal gesehen. Und hier hatte er um ihre Hand angehalten.

Und genau hier würde er auch sterben.

Kensington Community bestand aus einem Dutzend Wohnwagen und lag ganz im Nordosten von Las Vegas. So weit wie möglich von dem entfernt, wofür die Stadt bekannt war. Die

Touristen wussten kaum von der Existenz dieses Ortes. Hier draußen gab es keine 50-stöckigen Hotels, die den Blick in den Himmel versperrten. Und genau darauf starrte Jeremy McDermott jetzt, auf die Sterne und die Dunkelheit. Die einzigen funkelnden Lichter in der Kensington Community gab es dort oben. An den Tragflächen der Kampfjets, die donnernd am Himmel entlangrauschten, auf ihrem Weg zur und von der nahe gelegenen Nellis Air Force Base. Jeremy war müde, aber nicht müde genug, um sofort einzuschlafen, sobald sein Kopf das Kissen berührte. Doch das musste er, sonst würde er einfach daliegen und nachdenken, und wenn die Gedanken kämen, würde der Schlaf ausbleiben. Mit zusammengekniffenen Augen spähte er in die dunkle, schmale Straße, die sich zwischen den Wohnwagenreihen erstreckte. Sieben der acht Straßenlaternen waren ausgefallen. Viermal schon hatte er angerufen, um die Glühbirnen auswechseln zu lassen, aber bisher hatte sich niemand die Mühe gemacht. Erst jetzt ärgerte es ihn wirklich, denn wenn es erledigt worden wäre, hätte er sehen können, ob noch jemand in dem Auto saß, das ein Stückchen weiter vor Wohnwagen Nr. 13 geparkt war. In Wohnwagen 13 wohnte niemand, schon seit drei Monaten nicht mehr. Der arme Kerl, der dort früher gewohnt hatte, war bereits zwei Wochen tot gewesen, ehe sich überhaupt jemand die Mühe gemacht hatte, den Wohnwagen zu betreten. Und dabei war es nicht um das Wohlergehen des Mannes gegangen, sondern um die Aufforderung, seinen stinkenden Müll zu beseitigen.

Jeremy kniff erneut die Augen zusammen, aber es war nicht möglich, etwas zu erkennen. Er ging zurück in sei-

nen Wohnwagen und schloss die Tür hinter sich, um im Bad seine abendlichen Routinen zu erledigen. Dann überprüfte er, ob in der kleinen Küche noch Elektrogeräte mit dem Strom verbunden waren, ehe er zurück zur Fernsehcke ging. Er setzte sich in einen der beiden Sessel, griff nach einer kleinen lila Murmel, die auf der Fernbedienung lag, und schaltete den Fernseher ein. Die Murmel rieb er zwischen den Fingern und richtete sie auf den Bildschirm. Während er in den Lichtschein blickte, der sich in der Murmel brach, legte er seinen Arm zurück auf die Lehne. Über dem Fernseher hing das Hochzeitsfoto von ihm und Rose, die 42 Jahre und drei Tage seine Frau gewesen war. Er sah auf den leeren Sessel neben sich. Sitzkissen und Rückenlehne waren eingedrückt. Das Kissen, das beim Fernsehen immer hinter ihrem Kopf gesteckt hatte, hing immer noch über dem Rücken teil. Seine Augenlider fühlten sich schwer an. Bald, dachte er. Bald würde er sie wieder im Schlaf betrachten können. Manchmal fühlte es sich so real an.

Plötzlich wurde er von einem Knall geweckt; die Murmel war ihm aus der Hand gefallen. Endlich. Er stützte sich auf die Armlehnen und stemmte sich aus dem tiefen Sessel hoch. Dann hob er die Murmel auf, die schräg über den Boden gerollt und an ihrem gewohnten Platz in der Ecke zur Ruhe gekommen war. Er legte sie zurück auf die Fernbedienung und warf noch einen Blick in die Küche. Alles war ausgeschaltet. Er blieb ruhig stehen und starrte auf den Fernseher. Die Sprecherin der *CNN*-Abendnachrichten nahm den Bildschirm ein. Ihre vollen Lippen bewegten sich, aber Jeremy konnte nicht hören, was sie sagte,

der Ton war zu leise. Aber das spielte keine Rolle, denn es war das Bild oben rechts, das ihn erstarren ließ: Ein burgunderroter Cadillac DeVille mit goldenen Felgen. Es gab nur ein einziges 78er-Modell mit diesen Felgen. Und auf genau das starrte er jetzt gerade.

Jeremy griff nach der Fernbedienung und drehte die Lautstärke höher.

»... im Moment weiß niemand, wie er dort gelandet ist, geschweige denn, wem er gehört hat.«

Die Kameraeinstellung änderte sich, und die Moderatorin teilte sich jetzt den Platz mit ihrem Kollegen.

»Ein richtiges Mysterium«, sagte der und zeigte zwei Reihen kreideweißer Zähne. »Was meinst du, Juliana?«

»Es steht inzwischen fest, dass es eine menschliche Hand war, sonst hätte es auch die Pranke eines Eisbären sein können.« Sie lachten kurz, bevor Juliana wieder übernahm.

Es war der letzte Beitrag gewesen. Sie bedankte sich für die Aufmerksamkeit der Zuschauer und überließ das Fernsehbild einer Landkarte der Vereinigten Staaten mit strahlenden Sonnensymbolen über weiten Teilen des Landes.

Jeremy McDermott wurde ängstlich und unsicher. Er schaltete den Fernseher aus und verharrte im Dunkeln, lauschte seinen eigenen nervösen Atemzügen. Das einzig Vernünftige wäre jetzt, abzuhaufen, das wusste er. So weit weg wie möglich. Denn jetzt würde die Vergangenheit zurückkehren.

Doch er konnte nicht wegfahren. Er hatte nicht mal genügend Geld, um nach Los Angeles zu kommen. Reglos blieb er in dem dunklen Wohnwagen stehen. Der andere hatte

bestimmt auch nichts vergessen, da war er sich sicher. Oder vielleicht doch?

Der Wagen!

Jeremy setzte sich auf das Sofa in der Ecke vor dem Fenster, hob vorsichtig die Jalousien an und spähte hinaus. Ein Mann kam von dem Wagen, in dessen Innerem Jeremy nichts hatte erkennen können, die schmale Straße heraufgelaufen. Er kannte sein Ziel, und seine Schritte waren entschieden, genauso entschieden und zielbewusst wie ein Cruise Missile. Jeremy erhob sich, nahm seinen Stock und stellte sich hinter die Tür. Er konnte die Schritte draußen hören. Sie verstummten. Vorsichtig wurde der Türgriff bewegt. Hatte er abgeschlossen? Natürlich hatte er das, er schloss immer ab. Genauso wie er die Stecker der Kaffeemaschine und des Toasters immer herauszog.

Jemand versuchte, die Tür zu öffnen, aber sie gab nur minimal nach, das Schloss hielt. Ein paar Sekunden blieb es still, dann hörte Jeremy die Schritte wieder. Sie bewegten sich um den Wohnwagen herum. Vielleicht wollte der andere nachsehen, ob ein Fenster offenstand, weil er davon ausging, dass die Nachbarn wach würden, wenn er die Tür eintrat? Für Jeremy war es gut, dass dieser Typ die Nachbarschaft nicht kannte. Denn hier draußen scherte sich niemand darum, wenn mitten in der Nacht eine Tür eingetreten wurde. Hier draußen würde niemand davon wach werden. Und falls doch, würde der Betreffende allenfalls fluchen und dann versuchen, wieder einzuschlafen.

Jetzt waren die Schritte auf der anderen Seite des Wohnwagens. So behutsam wie möglich drehte Jeremy den Schlüs-

sel im Türschloss. Es klickte nur ganz leise, kaum hörbar. Dann stieß er die Tür auf und ging so schnell er konnte an seinem eigenen Wagen vorbei, der draußen auf der Straße stand. Er würde es nicht schaffen, sich hineinzusetzen. Der andere würde es hören, sobald er die Fahrertür öffnete. Er musste bloß weg von hier, und dann konnte er sich überlegen, was er später tun sollte.

Sein Stock schlug bei jedem Schritt auf den staubigen Asphalt. Er wusste, sein Körper würde einen Sturz nicht aushalten. Wenn er hinfiel, wäre er tot; es würde zu lange dauern, wieder hochzukommen. Rasch schlüpfte er durch die Lücke zwischen den beiden Wohnwagen neben seinem eigenen.

Hatte der andere ihn gehört?

Er glaubte nicht, dass es helfen würde, sich auf Socken weiterzubewegen. Jeremy blieb stehen und sah nach vorn, konnte den anderen nicht entdecken. Vielleicht war er im Wohnwagen und suchte dort nach ihm? Jeremy wusste nicht mehr, ob er die Tür hinter sich geschlossen hatte. Wahrscheinlich nicht.

Dann setzte er sich wieder in Bewegung. Er musste die Straße überqueren und zum östlichen Teil des Wohnwagenparks gelangen. Von dort aus konnte er einfach die Hauptstraße kreuzen und die Wachen vor dem Luftwaffenstützpunkt um Hilfe bitten.

Plötzlich traf ihn ein Schlag gegen die Schulter. Es brannte. Wie ein Stromschlag aus der Steckdose, nur dass es nicht sofort aufhörte, sondern schlimmer wurde. Er blickte sich um, sah aber niemanden. Dann fasste er sich an die Schulter. Sie war warm und feucht. Er sah auf seine Hand

und hielt abrupt inne. Sie war blutüberströmt. Er war angeschossen worden. Aber wo war der Knall gewesen? Er hatte keinen Schuss gehört.

Der gleiche Schmerz durchzuckte plötzlich seinen Oberschenkel. Er fiel zur Seite, fing sich mit dem anderen Arm ab und landete auf dem Rücken. Jetzt konnte er den Mann sehen. Dort drüben. Er trat zwischen den Wohnwagen hervor und kam auf ihn zu. Jeremy versuchte wegzukriechen, er stützte sich auf seinen unverletzten Arm und stieß sich mit dem Bein ab. Wenn er nur ein bisschen weiter käme, könnte er vielleicht in der Dunkelheit verschwinden. Doch dann verließen ihn die Kräfte.

Er blieb liegen und starrte in den Himmel. Ein Jagdflugzeug blitzte rot und grün auf. Dann ertönte das brüllende Geräusch der Turbinen, gefolgt von einem Rauschen. Die Maschine verschwand. Die Schritte kamen näher. Jeremys rechte Hand schloss sich fester um den Stock. Solange er ihn halten konnte, war noch Leben in ihm. Er war nicht tot.

Ein Gesicht tauchte über ihm auf. Jeremy hatte die Nachrichtensendung zu spät gesehen. *Jemand* hatte bereits entschieden, dass er nicht weiterleben sollte.

Der Mann hockte sich hin, legte den Kopf schräg und hob die Waffe. Sein Gesicht war ausdruckslos.

Jeremy schwang den Stock mit voller Wucht, und der Schlag traf den Mann seitlich am Kopf. Der Schuss löste sich unmittelbar, und der Schmerz, den Jeremy zuvor in Schulter und Bein gespürt hatte, breitete sich jetzt auch in seiner Brust aus. Aber er atmete noch. Er setzte sich auf. Der andere war zu Boden gefallen und dort liegen geblieben.

Jeremy kroch zurück zum Auto. Die Schlüssel steckten in seiner Hosentasche. Er riss die Tür auf, zog sich mühsam auf den Fahrersitz, und startete den Motor. Seine Hände zitterten. Er rang nach Luft.

Wenn es das Letzte war, was er tat, und darauf deutete eigentlich alles hin, dann würde er es schaffen.

Jeremy war sich ziemlich sicher, dass er niemanden angefahren und verletzt hatte. Es musste an der Geschwindigkeit liegen, mit der er gefahren war, denn als er vom Las Vegas Freeway abbog und auf die Spring Mountain Road fuhr, waren drei Streifenwagen mit Blaulicht und Sirenen hinter ihm her. Er wusste, dass er anhalten sollte. Schließlich war er kein Idiot. Vielleicht würde er dann überleben. Aber wie lange? Noch einen Tag? Zwei Tage? Es spielte keine Rolle. Er hatte sich entschieden. Er war genauso ruhig und gefasst wie seine Frau, als sie ihn zum letzten Mal umarmt und ihm zugeflüstert hatte, dass sie sich wiedersehen würden.

Schon bald.

Zwei weitere Polizeiwagen folgten ihm, als er rechts auf den Las Vegas Boulevard – den Strip – abbog. Er warf einen Blick in den Rückspiegel. Hier, inmitten der Lichter und des Glitzers, verloren die blinkenden Lichter der Streifenwagen den Kampf um die Aufmerksamkeit. Jeremy passierte die Casinos *Palazzo* und *Treasure Island* und fuhr unter einer Fußgängerbrücke hindurch. Vor ihm war dichter Verkehr, aber die Autos wichen den heulenden Sirenen hinter ihm aus. Jeremy überholte auf der linken Spur, lenkte den Wagen scharf über die mittleren Fahrspuren und schlüpfte in eine

freie Lücke auf der rechten Spur. Dann trat er langsam auf die Bremse, bevor er auf den Bürgersteig vor dem *Mirage* fuhr. Gummi quietschte auf dem Asphalt, als er den Fuß auf das Bremspedal rammte. Weitere Streifenwagen näherten sich aus dem Süden, mehr, als er zählen konnte. Menschen versammelten sich um das Auto. Er stieß die Tür auf und fiel heraus. Männerstimmen schrien ihn an. Pistolen und Gewehre wurden durchgeladen. Die Beamten forderten ihn auf, seine Waffe fallen zu lassen. Jeremy hatte keine Waffe und versuchte, sich lauthals verständlich zu machen, während er weiterkroch.

Er kämpfte sich einen Meter vor, dann noch einen, bis er schließlich innehielt. Weitere Männer forderten ihn auf, still liegen zu bleiben. Jetzt konnte er nichts mehr tun. Und das war in Ordnung.

Denn jetzt war er am Ziel.

KAPITEL 3

Sonntag, 7. September, Oslo

Das Haus im Gregers Grams vei dominierte die Landschaft aus kleineren Villen wie ein großes Schloss. Oberhalb des Eingangsbereichs war das Haupthaus durch einen Gang mit einem neueren Gebäude verbunden. Anton Brekke fühlte sich immer klein, wenn er hierherkam. Nicht, weil das Anwesen so groß war, sondern weil der Besitzer laut der neuesten Ausgabe von *Kapital* genau eine Milliarde Kronen reicher war als er. Es war nicht das Geld, das ihn die ganze Zeit am meisten geschmerzt hatte, denn er kannte Elisabeth gut genug, um zu wissen, dass nicht die Milliarde sie in Versuchung geführt hatte. Was ihn schon so lange quälte, war, dass Herlov Langgård all das war, was Anton allmählich aufgehört hatte zu sein, ohne dass er es selbst je bemerkt hatte.

Er parkte vor dem Tor und ging die mit Kopfsteinen gepflasterte Auffahrt hinauf. An der doppelten Eingangstür trat er unter das Vordach und erklimmte die Steintreppe. Er betätigte die Türklingel, die das gleiche Tier darstellte wie die beiden Statuen, die rechts und links neben der Tür posierten: einen Löwen. Elisabeths gepflegte, dunkle Augenbrauen hoben sich, sobald sie die Tür öffnete. Ein Duft von frischem Hefebackwerk folgte ihr.

»Hallo«, sagte Anton und bedachte sie mit einem schiefen Lächeln. »Ich war gerade in der Gegend.«

Sie trug eine Bluse, dunkle Jeans und eine Küchenschürze. Ihr dunkles Haar war zu einem Pferdeschwanz gebunden.

»Aha ...?« Sie sah ihn skeptisch an. »Wie war die Hochzeit gestern?«

»Schön. Gut.« Anton trat ein. »Alex!«, rief er in den Flur.

»Er ist unten und zockt«, entgegnete Elisabeth. »Er trägt Kopfhörer. Hast du schon was gegessen oder willst du mit uns zu Mittag essen?«

»Ist Herlov nicht da?«

»Nein, er ist vor einer Stunde gegangen. Willst du was essen oder nicht?«

»Apropos essen ...« Anton zeigte auf die Schürze. »Ich dachte, du hättest Leute für so was?«

»Deine Reichenwitze haben das Haltbarkeitsdatum schon vor anderthalb Jahren überschritten. Und du hättest, ehrlich gesagt, vorher duschen können.«

Sie drehte ihm den Rücken zu und ging in Richtung Küche.

Anton roch an sich selbst, registrierte aber nichts Besonderes. Vielleicht war es Parfüm, das nach der langen Umarmung einer Freundin der Braut am Abend zuvor haften geblieben war? Konnte Elisabeth das wirklich riechen? Hatte sie sich in einen Spürhund verwandelt?

»Ich hatte gedacht, mit Alex etwas essen zu gehen, aber wenn das deinen Plan durchkreuzt, dann ...«

»Wäre nett gewesen, wenn du mir Bescheid gegeben hättest.« Ihr Ton war streng. Sie verschwand um die Ecke.

»Wenn du willst, dann macht das. Ich habe auf jeden Fall genug Brötchen gebacken.«

Anton hatte vier Brötchen in sich hineingestopft, alle üppig mit Käse, Schinken, Gurken und Paprika belegt. Nun stand er im Wohnzimmer und sah aus dem Fenster, das nach Süden hinausging. Blätter lagen verstreut im großen Garten und auf der Plane, die den Pool bedeckte. Wenn das Wetter es zuließ, konnte man von hier bis zum Oslofjord sehen. An diesem Tag allerdings nicht. Dichter Nebel lag über der Innenstadt, und am Himmel mischten sich hellgraue Wolken mit dunkelgrauen. Der Sturm, der für gestern vorhergesagt gewesen war, schien stattdessen heute zu kommen.

Ein klickendes Metallgeräusch ertönte. Anton drehte sich um. Alex sank mit einer Cola-Dose in der Hand in einen der Sessel gegenüber dem Sofa.

»Wolltest du deinen alten Vater nicht fragen, ob er auch eine möchte?«

Alex seufzte, ehe er aufstand und eine Dose holte. Anton legte sich aufs Sofa. Er nahm die Cola entgegen, öffnete sie und trank einen Schluck. Auf einem gewölbten Flachbildschirm lief Werbung. Er griff nach der Fernbedienung, sobald er sah, dass Alex die Hand danach ausstreckte.

»Die ist beschlagnahmt«, sagte Anton, trank noch einen Schluck Cola und legte sich die Fernbedienung auf die Brust.

»Wie läuft's in der Schule?«

»So weit gut.«

»So weit gut?« Anton sah ihn an. »Du hattest gerade Sommerferien, und es läuft *so weit gut*?«

»Langweilig. Bald geht's auch mit diesem Konfirmandenunterricht los.« Alex verdrehte die Augen und warf den Kopf in den Nacken. »Ich verstehe nicht, warum ich nicht bürgerlich konfirmiert werden kann. Stattdessen muss ich monatelang dasitzen und über Jesus lamentieren. Das wird bestimmt verdammt langweilig.«

»Du solltest Jesus nicht auf die leichte Schulter nehmen, Alex«, sagte Anton und wechselte den Kanal.

»Du bist so was von daneben.«

Anton grinste.

»Es wird langweilig, aber da muss man irgendwie durch. Immerhin darfst du mit den Mädchen flirten.«

»Hör bloß auf.«

»Was denn? Das musst du. Ich glaube, ich hatte drei Freundinnen, als ich in deinem Alter war.«

»Und jetzt hast du keine«, erwiderte Alex mit einem Grinsen.

Ein Standbild von der Polizeiwache in Fredrikstad erschien auf dem Bildschirm. Anton nahm einen großen Schluck von seiner Cola, während er auf den Fernseher schaute, der jetzt Livebilder aus dem Fredrikstad Motorcenter zeigte. Es mussten Aufnahmen vom Freitag sein, denn mehrere Mechaniker standen im Hintergrund und unterhielten sich. Zwei Streifenwagen und ein Transporter von der Kriminaltechnik parkten vor dem Haupteingang. Plötzlich erschien Magnus Torp im Bild, ein Mikrofon in der Hand.

»Haben die immer noch nichts Neues herausgefunden?«, ließ sich Elisabeth aus der Küche vernehmen. »Der Clip da wurde ja schon das ganze Wochenende ausgestrahlt.«

»Ich habe das überhaupt nicht mitbekommen«, sagte Anton und justierte die Lautstärke.

»Nein, du bist ja nur auf deine Vergnügungen aus, da ist es nicht so einfach, Dinge mitzubekommen.« Elisabeth hatte sich hinter ihn gestellt, und Anton musterte sie von oben bis unten.

»Ich war beschäftigt.«

»Sicher, das warst du ...«

Er sah sie an und schenkte ihr das neckische Lächeln, mit dem er sie vor über zwanzig Jahren verzaubert hatte.

»Du gibst wohl nie auf, oder?«

»Was denn?«, entgegnete Anton und grinste. »Ich darf dich doch wohl ansehen?«

Elisabeth murmelte etwas und verließ wieder den Raum.

»Ich war auf einer Hochzeit, ja«, fuhr Anton fort. »Du weißt, wie sehr mich so etwas stresst. Ich hab' sogar eine Rede gehalten, die ich erst gestern Abend geschrieben habe. Mir fiel ein, dass ich den Anzug in die Reinigung bringen musste, und es war schon Freitagnachmittag. Also war eine Express-Gebühr fällig, damit er am Samstagmorgen fertig war. Und als ob das nicht genug wäre, hatte ich vergessen, das Licht am Auto auszuschalten, also war die Batterie gestern Morgen leer. Zum Glück hatte die Frau nebenan ein Starthilfekabel.«

Aus der Küche kam keine Antwort.

»Ich habe dir doch von ihr erzählt, oder? Von der jungen, hübschen alleinerziehenden Mutter, die direkt nach mir eingezogen ist? Ich habe ihr damals geholfen, Möbel und Kisten zu tragen, und sie meinte, es sei einfach schön, sich

mit etwas revanchieren zu können. Du kannst dir ja vorstellen, wie perplex ich war, als sie fragte, ob wir ein Glas Wein zusammen trinken wollten. Aber ich sollte zu dieser Hochzeit, also musste ich höflich ablehnen.« Immer noch kein Ton von Elisabeth. »Aber es ist ja trotzdem schön, gefragt zu werden.« Er legte den Kopf in den Nacken. Dann sah er in Richtung Küche. »Kommen ja noch mehr Abende.« Schweigen. »Elisabeth?«

»Das habe ich bereits beantwortet«, sagte Magnus Torp entschieden in das Mikrofon von *TV2*. »Wir stehen inzwischen in Kontakt mit demjenigen, der das Auto in die Werkstatt gebracht hat, und er wird noch heute vernommen.«

»Wird er wegen irgendetwas beschuldigt?«

»Nein. Er hat vorläufig nur einen Status als Zeuge.«

»Es heißt, das Auto habe keine Nummernschilder gehabt«, sagte der Reporter. »Können Sie das bestätigen?«

»Das ist richtig«, erwiderte Torp. »Das Auto hat keine Kennzeichen.«

»Und in welche Richtung ermitteln Sie jetzt?«

»Aus ermittlungstechnischen Gründen möchte ich keinen Komm...«

»Was ist mit den gefundenen Knochenresten?«, unterbrach der *NRK*-Reporter. »Hoffen Sie, DNA zu finden, damit sich vielleicht feststellen lässt, wem die Hand gehört?«

»Natürlich hoffen wir das. Die Knochen wurden zur Untersuchung an das Rechtsmedizinische Institut geschickt. Aber wahrscheinlich steckten sie schon seit vielen Jahren dort. Es ist ungewiss, ob man überhaupt DNA generieren kann, aber darauf müssen wir später erneut zurückkommen.«

»Werden Sie jetzt in der Zeit zurückreisen und alte Vermisstenfälle untersuchen?«

»Tut mir leid«, sagte Torp. »Aber ich habe im Moment nichts weiter zu sagen.« Auf seine Krücke gestützt, entfernte er sich. Der Reporter trat vor und sah direkt in die Kamera.

»Das war Magnus Torp, der diese Ermittlungen leitet, derselbe Polizeibeamte, der vor einem Jahr angeschossen wurde, als er ...«

Anton schaltete den Ton aus, nahm das Handy und schickte Torp eine SMS: »Wie geht es der einzigen rechten Hand auf der Welt, die noch mehr abbekommen hat als deine?«

KAPITEL 4

Februar 1974, Las Vegas

»Sind Sie ein Spieler, Mr. Quest?«, fragte Elliot Applebaum.

Der Direktor des *Shark Casino & Resort* stand an der Fensterreihe seines Büros im dritten Stock und sah in den Spiel-saal hinunter. Weder Freuden- noch Entsetzensschreie waren von dort unten zu hören. Kein Klappern von Chips, kein Geräusch von Dutzenden Kartenspielen, die gemischt wurden, und auch kein Gebimmel von Hunderten einarmiger Banditen, die an den Wänden und mitten im Raum zwischen den verschiedenen Spieltischen aufgereiht waren.

»Nein, Sir«, erwiderte Hayden Quest.

Elliot Applebaum drehte sich zu Hayden Quest um, der auf einem der Stühle vor seinem Schreibtisch saß. Er trug einen schwarzen Anzug, ein weißes Hemd und eine schmale Krawatte. Den Papieren zufolge war er 26 und damit fünf Jahre jünger als Elliot Applebaum. »Niemals?«, fragte Elliot Applebaum und begann, im Raum auf und ab zu gehen.

»Ich habe beim Militär ein bisschen Karten gespielt, aber das war eher ein Zeitvertreib.«

»Sie bewerben sich um die Stelle des Sicherheitschefs in einem Casino, aber Sie spielen nicht gern?«, fragte Elliot Applebaum von der anderen Seite des Raumes.

»Manche würden vielleicht sagen, dass das ein Vorteil ist, Sir«, antwortete Hayden Quest, ohne sich umzudrehen.

Elliot Applebaum öffnete einen der Schränke und holte eine Flasche Schnaps hervor. »Ein Drink, Mr. Quest?«

»Danke, aber ich trinke nicht.«

»Sie trinken nicht?« Elliot Applebaum runzelte die Stirn. Er warf einen Blick auf die Uhr. »Soll das heißen, Sie trinken nicht vor vier Uhr, oder Sie trinken gar nicht?«

»Letzteres, Sir.«

Elliot Applebaum sah Hayden Quest an und gab ein *Hmm* von sich, ehe er sich ein Glas einschenkte. Er füllte es zwei Fingerbreit und stellte die Flasche zurück in den Schrank.

»Mein Vater sagte immer: *Man kann einem Mann, der nicht trinkt, nicht trauen.*« Er zog eine der Schubladen unter dem Schrank ein Stück heraus. Dann steckte er die Hand hinein und fischte zwei große Eiswürfel heraus. Es klirrte, als sie im Glas landeten. Applebaum ging zurück zum Schreibtisch. »Sind Sie religiös?«

»Nein, Sir.«

»Trockener Alkoholiker?«

»Nein, Sir.«

Elliot Applebaum setzte sich, ließ sich auf seinem Bürostuhl zurücksinken und fragte: »Also ... warum trinken Sie dann nicht?«

»Weil weder mir noch jemandem in meinem Umfeld damit gedient wäre, wenn ich trinken würde.«

»Das trifft wohl auf uns alle zu, nicht wahr?«

»Ich verliere nicht gern die Kontrolle, Sir. Ich habe seit neunundsechzig keinen Tropfen Alkohol mehr angerührt.«

»Was ist neunundsechzig passiert?« Elliot Applebaum nahm einen kleinen Schluck und schüttelte sanft seine Hand. Die Eiswürfel zirkulierten in der braunen Flüssigkeit. Er stellte das Glas auf einen Untersetzer auf dem Schreibtisch. »Hmm?«

»Ich habe die Kontrolle verloren.«

Elliot Applebaum sah den anderen einen Moment lang fragend an, aber der sagte nichts weiter.

»Es sind große Fußstapfen, die nach Mr. Newman ausgefüllt werden müssen. Für meinen Vater hat er über dreißig Jahre gearbeitet, für mich leider nur anderthalb, bevor er starb. Mein Vater hielt den Mann für unersetzlich. Ich glaube nicht, dass irgendjemand unersetzlich ist. Ich würde sogar so weit gehen, zu sagen, dass es ganz gesund sein kann, jemanden Frisches einzusetzen. Jemanden Junges. Hungriges. Jemanden wie Sie, Mr. Quest.«

Hayden Quest nickte und hörte zu.

»Als mein Sicherheitschef sind Sie tatsächlich die Nummer zwei.« Er beeilte sich hinzuzufügen: »Nicht auf dem Papier natürlich, aber in der Realität. Und mit der haben wir es stets zu tun.«

Weiteres Nicken.

»Ich suche einen Mann, der sich der Verantwortung bewusst ist. Jemanden, der keine Angst hat, mehr zu tun, als von ihm erwartet wird.« Er nahm einen weiteren Schluck, diesmal einen größeren, und verzog leicht das Gesicht. »Frage: Wir erwischen einen Betrüger auf frischer Tat. Nein ... *Sie* erwischen einen Betrüger auf frischer Tat. Was tun Sie?«

»Festnehmen und die Polizei verständigen.«

»Gut und schön, aber was, wenn er ein bekannter Taschenspieler ist? Jemand, der aus einer oder aus drei Anschuldigungen offenbar nichts gelernt hat. Jemand, der sich verkleidet, damit wir ihn nicht wiedererkennen. Jemand, der in einem neuen Aufzug, mit neuer Perücke und neuem falschen Bart zurückkommt und mir Zehntausende Dollar raubt. Wir können ihn nicht dauerhaft aus dem Weg räumen, indem wir ihn anzeigen und der Polizei übergeben. Also, was tun Sie?«

»Ich tue das, was von mir erwartet wird.«

»Als Mensch ... oder als Soldat?«

»Das eine schließt das andere nicht aus, Sir.«

Elliot Applebaum legte den Kopf schief und musterte das harte Gesicht seines Gegenübers, bevor er sich wieder ans Fenster stellte. Er blickte auf die Spieler hinunter.

»Ich bin kein schwieriger Arbeitgeber, Mr. Quest.« Er drehte dem Casino den Rücken zu. »Ich verlange nur hundertprozentige Loyalität. Sollten Sie ausgewählt werden, arbeiten Sie für *mich*. Nicht für den Vorstand.« Er tippte sich behutsam an die Brust. »Für mich, und für niemanden sonst.«

»Semper Fi, Sir.«

»Was soll das heißen?«

»Immer treu.«

»Gut ... Gut. Weshalb wollen Sie für mich arbeiten, Mr. Quest? Warum sollte ich Sie wählen und nicht jemanden, der zwanzig Jahre älter ist als Sie und deutlich mehr Erfahrung hat? Sie sind noch jung. Sehr jung.«

»Das sind Sie auch, Sir.«

Elliot Applebaum antwortete nicht. Er musterte sein Gegenüber nur, während er seine Zunge an der Innenseite seiner Lippen hin und her gleiten ließ. Er setzte sich, nahm noch einen Schluck und stützte die Ellbogen auf die Armlehnen. Mit drei Fingern fuhr er über sein frisch rasiertes Gesicht.

»Warum wollen Sie hier arbeiten?«, wiederholte er.

»Ich wünsche mir einen anspruchsvollen Job, der hauptsächlich drinnen stattfindet. Einen Job in einem spannenden Umfeld, in dem ich gleichzeitig von Menschen umgeben bin.«

»Sie haben es satt, draußen zu arbeiten, nicht wahr? Sie mögen es lieber trocken. Nicht zu heiß, nicht zu kalt.«

»Richtig, Sir.«

»Mhm.« Elliot Applebaum spähte über seine Fingerspitzen hinweg auf Hayden Quest. »Das führt mich zu meiner nächsten Frage. Was bringt einen jungen Mann dazu, freiwillig an vier Kriegseinsätzen am anderen Ende der Welt teilzunehmen? Waren es da der Nervenkitzel und die Herausforderung, die Sie gesucht haben?«

»Nein, Sir.«

»Was bedeutet Krieg für Sie? Ein Ort, an dem Sie Ihre Aggressionen abreagieren konnten, weil die Ballkönigin Sie nicht wollte?«

»Der erste war ein Einsatz im Rahmen meiner Dienstpflicht.«

»Und die anderen drei?«

»Was ich da drüben getan habe, war besser als alles, was ich je zu Hause versucht hatte. Und Sie, Sir?« Die Frage kam schnell. »Waren Sie nicht an Einsätzen beteiligt?«

»Ich wollte, aber mein Vater hatte nur mich. Er hatte Angst, dass all das«, Elliot breitete die Arme aus, »aus der Familie verschwinden würde, wenn ich in einer Kiste zurückkäme. Ich hätte gern meinen Einsatz geleistet, um die Erfahrungen zu machen, die Sie gemacht haben. Also: Was bedeutet Krieg für Sie?«

»Krieg für mich, Sir?«

»Ja.«

Hayden Quest dachte einen Moment nach, ehe er antwortete: »Da kämpfen und sterben Männer für eine Sache, um die sie sich im Grunde nicht scheren.«

»Vier Einsätze in Vietnam ... Wie lange dauert so etwas eigentlich? Was entspricht vier Einsätzen?«

»In meinem Fall entsprach es 1189 Tagen.«

»Im Krieg?«

»Im Krieg.«

»Da Sie heute hier anscheinend unversehrt sitzen, müssen Sie sowohl klug als auch furchtlos sein. Aber diese Position erfordert mehr als Mut und Klugheit. Warum sollte ich mich für Sie entscheiden?«

»Weil ich das Gesetz kenne, Sir. Mein Vater war Polizist in Boston, u...«

»Als Kriegsveteran«, unterbrach Elliot Applebaum, »wissen Sie, dass es eine feine Balance zwischen Recht und Unrecht gibt. Und dass etwas moralisch Falsches dennoch richtig sein kann.«

»Definitiv, Sir.«

»Gut. So funktioniert es nämlich auch hier in Vegas.«

KAPITEL 5

Sonntag, 7. September, Fredrikstad

Nicht zum ersten Mal saß Jim Brandt einem Polizeibeamten gegenüber. Der 36-Jährige war bereits in neunundsiebzig Anklagepunkten verurteilt worden, das letzte Mal vor zwei Jahren. Dabei ging es vor allem um Eigentumsdelikte, aber auch um Gewalt, Drogenbesitz, Trunkenheit am Steuer und Bedrohung. Die erste Verurteilung war mit fünfzehn Jahren erfolgt – wegen Diebstahls eines Mopeds. Torp hatte die Akten zu dem schwersten Verbrechen überflogen, für das Jim Brandt verurteilt worden war: Körperverletzung. Das war 2012 gewesen. Im Streit um die Abrechnung für einen Tischlerjob hatte Jim Brandt seinem Auftraggeber, einem 50-jährigen Mann, mit einem Brett auf den Kopf geschlagen. Er habe angeblich in Notwehr gehandelt, hieß es in den Vernehmungs- und Gerichtsunterlagen. Das Opfer hatte zugegeben, Jim Brandt zunächst am Kragen gepackt zu haben, doch das half nichts; auf das Opfer einzuschlagen, nachdem der Mann bereits bewusstlos war, wurde nicht als Notwehr anerkannt. Brandts Anwalt behauptete danach, sein Mandant habe realisiert, dass er sich ändern müsse. Zum Prozessbeginn konnte er sogar auf drei Monate mit negativen Urintests verweisen. Auch Jesus hatte er gefunden. Und für den Fall, dass Jim Brandts Religiosität

kein Glauben geschenkt werden würde, hatte der Rechtsanwalt für die weitere Verteidigung auf dieselbe Karte gesetzt, die schon unzählige Male zuvor ausgespielt worden war: Jim Brandts schwierige Kindheit. Seit seinem vierten Lebensjahr war er in unzähligen Jugendhilfeeinrichtungen und Heimen ein und aus gegangen. Beide Eltern waren drogenabhängig und nicht in der Lage, sich um den kleinen Jungen zu kümmern. Der Richter hatte Verständnis gezeigt; Jim Brandt wurde zu vierhundert Stunden gemeinnütziger Arbeit bei zwei Jahren Bewährung sowie zu sechs Monaten Gefängnis im offenen Strafvollzug verurteilt. Torp hatte gedacht, dass Jim Brandt und sein Anwalt dem Richter zweifellos an einem guten Tag begegnet waren. Das Urteil entsprach zwar nicht dem, was Brandt vorgeworfen wurde, hatte vielleicht aber dennoch etwas bewirkt. Vielleicht hatte der Richter etwas hinter den toten Augen des Mannes gesehen, der vor ihm saß: Dass nicht alle Hoffnung verloren war. Denn nach dem Vorfall mit dem Brett war nichts weiter passiert.

Bis jetzt.

Torp stand von seinem Schreibtisch auf. Er stellte sich ans Fenster. Sein Körper war ganz steif vom vielen Sitzen. Er starrte auf die Glemmen Kirche gegenüber der Polizeistation und auf den beleuchteten Kirchturm. Die Straßenlaternen hinter den Grabstätten waren eingeschaltet. Ein leichter Regenschauer prasselte sanft gegen das Fenster. Im Licht der Lampen sah Torp, wie das Wasser vom Himmel herabregnete, und dachte daran, wie schön es sein müsste, zu Hause eine Garage zu haben. Wahrscheinlich hätte die auch die Versicherungsprämie für das Auto gesenkt.

In der Ferne donnerte es. Torp nahm sein Handy und sah auf die Uhr. 22:29. Auf dem Display waren sechs verpasste Anrufe zu sehen. Einer war von einer Journalistin bei VG, zwei Nummern stammten aus dem Ausland, und die letzten drei Anrufe kamen von einem Journalisten vom *Fredriksstad Blad*. Magnus Torp machte sich nicht die Mühe, zurückzurufen; es gab ohnehin nichts Neues zu berichten. Außerdem hatte ihm Polizeijuristin Martine Rieck mitgeteilt, dass die gesamte Kommunikation mit der Presse über sie laufen würde.

»Jim«, seufzte Torp. »Wollen wir nicht langsam zu Ende kommen? Dann können wir nach Hause und uns ins Bett legen.« Er drehte sich um und lehnte seinen Hintern an die Fensterbank.

Jim Brandts Unterarme waren mit bunten Tattoos übersät. Auch der eine Handrücken war tätowiert. Die Buchstaben auf vier seiner Finger formten zusammen *ACAB. All Cops Are Bastards*.

»Gerne«, erwiderte Jim Brandt.

»Dann sagen Sie mir, woher das Auto kommt.«

»Das habe ich doch gesagt, ich habe es von einem Freund.«
Torp seufzte.

»Einem namenlosen Freund.« Er setzte sich wieder.
»Haben Sie es gestohlen?«

»Hat mich jemand wegen Diebstahls angezeigt?«

»Gibt es jemanden, der es hätte tun sollen?«

»Nein.«

»Die Polizei stößt immer wieder auf Autos ohne Kennzeichen. Normalerweise suchen wir die Fahrgestellnummer

des Autos im Fahrzeug- und Führerscheinregister. Die liefert uns alle Informationen. Das Problem hier ist, dass wir keine Treffer für die Fahrgestellnummer erhalten. Das bedeutet, dass der Wagen nie in Norwegen zugelassen war. Er wurde nie – legal – auf norwegischen Straßen bewegt. Er steht schon seit vielen Jahren irgendwo herum, und ich glaube, er wurde ins Land geschmuggelt.«

»Okay?«

»Jetzt werden wir beide langsam müde und erschöpft«, sagte Torp. »Sie bekommen noch eine Chance, aber lassen Sie mich Ihnen zuerst mitteilen, wie die Dinge liegen. In Ordnung?«

Jim Brandt nickte. Torp lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und faltete die Hände im Schoß.

»Sie haben den Cadillac abgeliefert, d...«

»Ja.«

»Lassen Sie mich ausreden«, entgegnete Torp streng. »Sie haben das Auto letzten Montag abgeliefert. Im Wagen, oder besser gesagt *daran*, wurden Knochenreste einer menschlichen Hand gefunden. Der Fall hat seit Freitagnachmittag ein massives Medienecho ausgelöst, aber Sie hatten erst heute die Gelegenheit, zu einem Gespräch vorbeizukommen. Das verwundert uns doch ein wenig. Hätte ich das Auto abgeliefert und wäre dabei so etwas aufgetaucht, dann wäre ich sicher ganz scharf darauf gewesen, mit der Polizei zu sprechen. Ich hätte keine zwei Tage verstreichen lassen.«

»Äh«, sagte Jim Brandt und grinste. »Ich war noch nie scharf darauf, mit der Polizei zu sprechen.«

»Ich habe Sie unzählige Male gefragt, von wem Sie das

Auto haben, aber Sie wollen es mir nicht sagen. Sie sind verpflichtet, sich der Polizei gegenüber zu erklären, aber Sie tun es dennoch nicht.«

»Nein«, sagte Jim Brandt. »Ich bin nicht dazu verpflichtet.«

»Doch«, erwiderte Torp gereizt. »Das sind Sie. Denn Sie sitzen hier nicht als Verdächtiger. Als Verdächtiger können Sie die Aussage verweigern, als Zeuge jedoch nicht. Ich dachte, Sie wüssten das.«

»Ich dachte, dass ...«

»Sie verbergen etwas vor mir, weil Sie mir nicht sagen wollen, woher Sie den Wagen haben. Vor wem haben Sie Angst?«

»Ich habe vor niemandem Angst, aber ich möchte der Person, die ihn mir überlassen hat, keinen Ärger verursachen.«

»Das kaufe ich Ihnen nicht ab, Jim. Ich habe Ihre alten Urteile gelesen und gesehen, dass Sie sich seit zwei Jahren nichts zuschulden haben kommen lassen. Gut so. Außerdem haben mir ein paar Kollegen gesagt, dass Sie jetzt viel besser aussehen als beim letzten Mal. Warum also jetzt damit aufhören, wo Sie doch so erfolgreich darin sind, Ihr Leben wieder in den Griff zu kriegen? Die einzige Person, der Sie jetzt Probleme bereiten, sind Sie selbst.«

»Ich habe gesagt, was ich zu sagen habe.«

»Ich glaube nicht, dass jemand Ihnen den Wagen überlassen hat. Ich zweifle nicht daran, dass Sie den Besitzer kennen. Ich glaube, Sie haben den Wagen gestohlen, und jetzt trauen Sie sich nicht, mir zu sagen, von wem Sie ihn haben – weil diese Person etwas über diesen Fund weiß. Gehört er einem alten Onkel von Ihnen?«

Jim Brandt kratzte sich am Hals.

»Jim«, sagte Torp und rollte seinen Bürostuhl dicht an den Schreibtisch. »Die Knochenreste sind Jahrzehnte alt. Sie selbst haben also keinesfalls etwas damit zu tun. Darüber brauchen Sie sich keine Gedanken zu machen. Ich weiß ja, dass Sie ein paar unerfreuliche Erfahrungen mit der Polizei gemacht haben, aber hier will *Sie* niemand drankriegen. Wir wollen nur wissen, woher Sie den Wagen haben, sodass wir versuchen können, herauszufinden, wem die Hand gehört. Sagen sie es mir, und wir kommen beide nach Hause.«

»Kann ich gehen? Sind wir fertig?«

»Sagen Sie mir jetzt, woher der Wagen kommt?«

Jim Brandt schüttelte den Kopf, grinste spöttisch, blickte auf Torps Krücke und sagte: »Bist du etwa auch schwerhörig, oder wie?«

»Okay«, entgegnete Torp und stand auf. »Dann ändere ich Ihren Status von Zeuge zu Verdächtigem. Und damit Sie es auch richtig verstehen: Heute Nacht schlafen Sie auf einer Gummimatratze.«

KAPITEL 6

Mai 1978, Las Vegas

»Sun«, kläffte Bill Danton, als er die Garderobe betrat. Er öffnete die Tür so heftig, dass ihr der Luftzug über das Gesicht fegte. Seine langen dünnen Beine bewegten sich hinein. Er hatte dichtes und zotteliges Haar wie Stahlwolle, und seine Koteletten reichten ihm fast bis zum Kinn. Die großen Augen und spitzen Ohren ließen ihn wie einen Elfen aussehen – abgesehen von seiner Größe; er war ein Zweimetermann. Das leere Blatt Papier auf dem Tisch zwischen Sun und dem Spiegel war aufgewirbelt worden und haftete an einem Tiegel Feuchtigkeitscreme. »Was höre ich da für ein Gerede, von wegen du hörst auf?«

»Ich habe nicht gesagt, dass ich aufhöre«, antwortete Sun. »Ich gehe zu einem Vorsprechen.«

»Du hast doch schon einen Job«, sagte er laut und stellte sich hinter sie.

»Ich weiß, Bill, aber ich kann mehr Geld zurücklegen, wenn ich zwei habe.«

»So funktioniert diese Branche nicht. Du arbeitest hier bei mir – und nirgendwo anders.« Sein Zigarettenatem traf sie.

»Es ist nur ein Vorstellungsgespräch, ich weiß noch nicht

einmal die Arbeitszeiten. Vielleicht lässt sich das ja kombinieren.« Sie musterte ihn im Spiegel. Über der Nasenwurzel hatte er eine dicke Hautfalte, die ihn immer wütend aussehen ließ, und jetzt gerade trat sie besonders stark hervor. Die Haut unter seinen breiten Augenbrauen war feucht.

»Ich brauche dich hier, gesund und munter. Wenn du zu diesem Vorsprechen gehst, werde ich sauer. Und wenn du irgendwelche Zweifel hast, kannst du dich in der Stadt umhören, was passiert, wenn Bill Danton sauer wird.« Er drehte sich um und trat auf die Tür zu. »Und jetzt zieh dich um. Du bist gleich dran. Heute sind viele Gäste da.«

Die Tür schlug so heftig zu, dass der Spiegel zitterte. Sie betrachtete das noch leere Blatt und ihr Spiegelbild. Dann band sie ihre langen Haare zu einem Pferdeschwanz und griff nach dem Stift.

Liebe Großmutter,

seit fast einem Monat bin ich jetzt in Las Vegas. Ich habe mich in einer kleinen Wohnung nördlich der Stadt eingerichtet. Nicht gerade luxuriös, aber es gibt ein Bett, ein Badezimmer und genug Wasser für ein paarmal duschen am Tag, und das ist hier sehr angenehm. Die Hitze ist manchmal unerträglich. Ich habe einen Job in einem kleinen Diner am Stadtrand bekommen. Du weißt schon, so eines, wo es kleine Sitzecken vor den Fenstern gibt und auf jedem Tisch eine kleine Jukebox steht. Wir servieren einfache Gerichte für Spieler und LKW-Fahrer auf dem Weg in die Stadt oder heraus. Es macht nicht viel Spaß, aber ich lerne viele interessante

Leute kennen. Die Bezahlung ist mittelmäßig, aber die Kunden geben gerne Trinkgeld, im Großen und Ganzen ist es also in Ordnung. Ich habe diese Woche eigentlich noch ein Vorstellungsgespräch, aber meinem Chef hat das nicht so gut gefallen, ich werde also sehen, was passiert – obwohl ich wirklich gerne hingehen möchte. Ungeachtet dessen habe ich aber beschlossen, den Rest des Jahres in Vegas zu bleiben, um Geld anzusparen, damit ich mich voll und ganz auf Vorsprechen und so etwas konzentrieren kann, wenn ich nach Los Angeles komme. Eine Kollegin meinte, sie könnte mich mit einem Agenten in Hollywood bekannt machen, sobald ich dorthin gezogen bin. Ich mache mir keine allzu großen Hoffnungen, glaube aber zumindest, dass mir das helfen kann. Laut meiner Kollegin arbeitet er mit mehreren großen Studios zusammen. Jetzt muss ich los, meine Schicht beginnt jeden Moment. Ich vermisse dich sehr.

Sie faltete den Brief zusammen, steckte ihn in einen Umschlag und legte ihn in ihre Tasche. Die Tür ging wieder auf. Es war Claire, ein Mädchen in ihrem Alter mit roten, lockigen Haaren, die ihr bis zu den Schultern reichten. Sie wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich mit einem Seufzer auf ein Sofa an der Wand.

»Ich sag' dir nur eins, Sun«, meinte Claire, »nimm dich vor diesem Schwein auf Platz 9 in Acht.«

»Ach, ja?«, erwiderte Sun und begann sich auszuziehen.

»Bill hat schon zweimal mit ihm gesprochen.«